

Gert Ueding

Die anderen Klassiker

Literarische Porträts aus zwei
Jahrhunderten



Verlag C. H. Beck München

Inhalt

Anstatt einer Einleitung	7
Von der unheilbaren Liebe als Stimulans der Poesie	
Der Dichter Gottfried August Bürger	13
„Nicht zum Speculieren, zum Wirken ist diese Welt“	
Adolph Freiherr von Knigge	35
Ein verbannter Göttersohn	
Friedrich Maximilian Klingler	59
Eichenkranz der Bürgertugend	
Ludwig Uhland	78
Rhetorik der Tat	
Ludolf Wienbarg und seine Ästhetischen Feldzüge	89
Berlin, eine Hauptstadt des 19. Jahrhunderts	
Adolf Glaßbrenner: Leben, Werk und Zeit	110
... und Poet dazu	
Der Schriftsteller Wilhelm Busch	131
Auf fremden Pfaden in die Heimat	
Karl May	156
Weltfremdheit und Weltsehnsucht	
Max Dauthendey	184
Vom möglichen Leben	
Otto Flake	198
Im Morgenland der Dinge	
Über Franz Hessel	226
Anmerkungen	241
Drucknachweise	265

Anstatt einer Einleitung

Die Schriftsteller in diesem Buch sind keine Unbekannten, einige von ihnen hat jeder gelesen, und in den meisten Bücherschränken steht zumindest Wilhelm Busch. Dennoch sind sie hier unter jener Perspektive zusammengefaßt, die Lessing „Rettung“ nannte. Er verstand darunter allerdings nicht zuerst die Rettung vergessener oder bewußt vernachlässigter Autoren, die eine solche Behandlung nicht verdienten, sondern eher so etwas wie Rehabilitierung und angemessene Einschätzung von Person und literarischem Werk. „Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.“ Mit solchen Überlegungen eröffnete Lessing seine ‚Rettungen des Horaz‘, eines Schriftstellers, dessen literarische Bedeutung auch im 18. Jahrhundert durchaus feststand.

Etwas anders sieht es hier aus; die Namen in diesem Band haben gewiß eines gemeinsam: daß nicht nur das mit ihnen verknüpfte Charakterbild in der Geschichte schwankt oder undeutlich geworden ist, sondern auch die ästhetische Einschätzung ihres Werkes keine Kontinuität erfahren hat; nur darin war man sich immer einig: sie gehören nicht zu den kanonischen Autoren deutscher Sprache. Doch welchen Sinn kann es haben, sich Schriftstellern zuzuwenden, die ihr Publikum verloren haben oder nur noch zum raschen, unbekümmerten Verzehr tauglich scheinen, wenn die kulturelle Gemeinsamkeit in Frage steht, in die sie erneut einbezogen werden sollen? Und es ist wahr, von Ketzern kann man nur reden, wenn die Orthodoxie geklärt ist; aber gibt es überhaupt noch einen Kanon deutschsprachiger Literatur, und gehört es nicht gerade zu den Errungenschaften eines demokratischen Bildungsverständnisses, Kanonisierungen in allen Lebensbereichen aufzulösen und zu verhindern?

So jedenfalls lautet ein populärer Einwand, und auch die abschätzig gemeinte Bezeichnung Elitebildung liegt dann ganz nahe. Natürlich

kursieren noch andere Argumente in diesem Streit, und sie sollen hier wenigstens erwähnt werden. Fast alle laufen zuletzt auf einen radikalen Strukturwandel hinaus, auf die Denunziation tradierter Kultur und deren Ersatz durch neue Formen kultureller Aktivität. Sozialverhalten, Solidarität, unreglementierte Geselligkeit in neuen Kommunikationszentren, Alltagsästhetik lauten die Stichworte, die Vorreiter dieser Bewegung sind einflußreich bis heute, Literatur erkennen sie allenfalls, wie Musik und bildende Kunst, als Form bürgerlicher Kultur an, die es zu überwinden gilt; wenn sie literarische Werke im Unterricht besprechen, so nur, weil sie sich der Verpflichtung des Lehrplans nicht entziehen können, aber sie tun es widerwillig und mit kaltem Herzen. Es gibt eine sehr wirkungsvolle Koalition von technokratischen Bildungsreformern, antibürgerlicher Gesinnung, dem modischen Trend in allen Geisteswissenschaften und einer kleinlauten Gefälligkeitsgermanistik, die sich wieder einmal reibungslos den Zeitläufen anpaßt aus dem verstörten Verhältnis zur eigenen Geschichte.

Doch vergessen wir eines nicht: die Kritik am literarischen Kanon, die nach einigem Vorgeplänkel massiv in den sechziger Jahren einsetzte, hatte ihre unabweisbaren Gründe. Ein mehr oder weniger differenzierter, aber insgesamt festumrissener Kanon literarischer Werke gehörte schon zur Schulausbildung. Im Mittelpunkt die klassische deutsche Literatur, zeitgenössische Werke nur, wenn sie auch klassischen oder wenigstens klassizistischen Maßstäben zugänglich waren, also Carossa und Weinheber oder Binding und Bergengruen. Vom Abiturienten erwartete man, daß er ‚Wallenstein‘ und ‚Faust‘, ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ und ‚Aus dem Leben eines Taugenichts‘, ‚Die Glocke‘ und ‚Hyperions Schicksalslied‘ gelesen hatte, mit der Frage nach Knigge oder Bürger, Wienbarg oder Glaßbrenner hätte man freilich wenig Glück gehabt. Germanistische Seminare setzten gewisse kanonische Grundkenntnisse voraus, in den Instituten konnten die Studenten umfangreiche Leselisten erwerben, die helfen sollten, ihre literarische Bildung in diesem Sinne zu vervollständigen. So ausgerüstet kamen sie als Referendare oder Lehrer an die Schule, der Kreislauf war geschlossen, aber er ähnelte vielfach einer Mühle, die automatisch weiterklapperte, ohne noch irgendwelche geistigen Energien freizusetzen. Die Lesebücher und Leselisten dienten vor allem einem erstarrten Bildungsverständnis, sie fälschten die Tradition und förderten bloß affirmatives Denken; Pedanterie, passives Auswendiglernen, Ablehnung der Moderne waren meist die Folgen. Ganze Epochen blieben

verschlossen: Aufklärung war nur unvollkommene Vorbereitung der Klassik, das Junge Deutschland bloß wesenlose Tagesliteratur, Kafka, Musil, Broch zeugten vom schlimmen Verlust der Mitte. Maß, Klarheit, Vollkommenheit hießen die ästhetischen Tugenden, schon das meiste von Jean Paul, von Tieck, von E. T. A. Hoffmann bestand nicht vor ihnen, von Knigges und Klingers Romanen, von der Knopp-Trilogie, den Meistern des Feuilletons, der Literaturkritik, der politischen Rede ganz zu schweigen. Soviel steht fest: die literarische Tradition war von ihren scholastischen Sachwaltern längst ausgehöhlt und zum leeren Popanz geworden, als sich ihre Schüler einen Jux daraus machten, ihn purzeln zu lassen. Weg mit den alten Schwarten, etwas Neues lesen, etwas Erregendes, was uns angeht, worin Gegenwart und Zukunft nicht von Staub und Dogmatismus erdrückt werden – es steckte Neugier und Wissenslust in diesen Parolen, eine produktive Unruhe, die es nicht bei den verordneten Rezepten aushielt.

Und wie reagierten die Universitäten, die Schulen, die literarischen Institutionen darauf? Gab es eine gründliche, eine heftige, eine polemische Diskussion, einen Streit der Meinungen und Schulen, einen Kampf um die Bewertung Goethes, Kleists oder Stifters, um das Gewicht der Epochen, der Aufklärung oder der Romantik, um die Stellung der Gegenwartsliteratur und die Funktion von Kitsch und Kolportage? Nein, das alles gab es, von unbedeutenden Ausnahmen wie dem Züricher Literaturstreit abgesehen, nicht. Statt dessen arrangierten sich die Bildungsinstitutionen ohne viel Aufhebens untereinander. Um ja nicht den neuen Trend zu verpassen, läutete man das Ende des Gutenbergzeitalters ein, sprach von der Erweiterung des Literaturbegriffs, die Lehrpläne der Hochschulen und Schulen wurden beherrscht von Trivilliteratur und Werbetexten, Jerry Cotton und der Bildzeitung, Marx und Engels; aus den Verlagsverzeichnissen verschwanden die literarischen Titel, Schriftsteller hörten auf zu schreiben oder verkündeten untergangssüchtig den Tod der Literatur. Am folgenreichsten: die von den konkreten Werken abgewandte scholastische Methodendiskussion. Sie täuschte Interesse an der Literatur nur vor, zitierte sie allenfalls zur Illustration historischer und sozialer Prozesse, als Anschauungsmaterial eines theoretischen Diskurses, der sich fortzeugend selbst hervorbrachte und im Wortsinne unfruchtbar blieb. Kein Zweifel, was wir heute überall an kleinen Veränderungen beobachten können, in Vorlesungsverzeichnissen und Lektüreempfehlungen, auf dem literarischen Markt und beim privaten Leseverhalten, aber auch

bei den Bemühungen, dem Deutschunterricht wieder einen angemessenen Platz im Fächerkanon und der Literatur als Lehrgegenstand ein neues Gewicht zu geben, all das sind oft erst schüchterne Versuche, einen unhaltbar gewordenen Zustand zu überwinden. Doch hüte man sich vor der falschen Alternative, die so nahe liegt und hier und da, wie zu hören, bereits munter praktiziert wird. Die Rückkehr zum alten Kanon, seiner Ästhetik, seinem Bildungsverständnis kann nicht die Antwort auf jene höhere Form von Analphabetismus sein, zu der vorher erzogen wurde. Auch die obsolete Existenz-und-Wesen-Germanistik wird nicht dadurch plötzlich lebendig, daß sie wieder einzelne Seminarveranstaltungen füllt. Die alten Schläuche verderben nur abermals den Wein, entstellen die Literatur und bringen uns ein weiteres Mal um ihre wichtigsten Qualitäten: die Aufsässigkeit, die utopische Tendenz, die ästhetische Lust. Wir brauchen einen neuen literarischen Kanon aus vielen Gründen, darunter auch den, jene falsche Alternative zu verhindern, mindestens zu erschweren, also auch zur Zucht der Germanistik, damit nicht nochmals Leib und Glieder vom Kopfe her faulen.

Der wichtigste Grund ist das freilich nicht. Ein literarischer Kanon, wurde gesagt, ist nicht nur Spiegel eines Bildungsverständnisses, sondern schafft es auch, er ist ein wichtiger ideologiebildender Faktor, woran die Germanistik nur ungern erinnert wird. Eben darin besteht seine produktive Wirksamkeit. So erwartete Gervinus im 19. Jahrhundert von der Vollendung der Literatur die „politische Wiedergeburt des humanistischen Deutschland“ und sah seine Aufgabe darin, „aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken.“ Genauer kann man Entstehung, Begründung und Funktionsweise eines literarischen Kanons nicht beschreiben. Und ist nicht immer noch die kulturelle Identität der Deutschen das einzige Unterpfand ihrer nationalen? Könnte, sollte dieser Kanon nicht auch, im Gegenzug, vor jeder Borniertheit und Erstarrung schützen, indem er die subversiven Traditionen ebenso berücksichtigt wie jene Werke, die nach Ernst Jüngers fruchtbarer Unterscheidung über Geschmacksfragen hinaus sind, aber auf ihre Weise unvergleichlich, weil sie einen Einblick geben „in das Gefüge der Welt mit Paradiesen und Höllen, mit Gipfeln und Abgründen“? Denn eben: der literarische Kanon muß lebendiges Gedächtnis sein, das nicht nur Daten und Kenntnisse, sondern auch die Kontinuität der geschichtlichen Erfahrungen, der Gefühle, der Willensäußerungen, der sinnlichen Empfindungen verbürgt.

Daraus folgt die beinahe paradox wirkende Forderung nach einem offenen Kanon, offen nach vorne, zur Entwicklung unserer Literatur, aber auch zurück in die Geschichte, offen also für Revisionen im Lichte neuer Erfahrungen, für Erweiterungen, Änderungen, auch Tilgungen. Kein literarischer Katechismus, aber auch keine zufällige Loseblattsammlung, die sich jeder nach eigenem Geschmack und eigener Beschränktheit zusammensucht. Seine Tendenz muß klar erkennbar sein, nicht verstohlen hinter einer vorgeblichen Pluralität versteckt, denn er ist ideologiebildend und soll es sein: darin besteht seine grundlegende Legitimation. Er bildet nicht bloß ab, ein Fähnchen im Zeitengewinde, sondern wirkt weiterbildend im Rahmen einer Geschichte, die von den Anfängen des griechischen Dramas bis in die Zukunft eines freien, unentfremdeten Lebens reicht.

Von der unheilbaren Liebe als Stimulans der Poesie

Der Dichter Gottfried August Bürger

1. Amtmann und Dichter

„Seine Berühmtheit erreichte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit, womit er die vorhandenen literarischen Autoritäten angriff . . . Nachdem wir von jenem Erstaunen, worin jede Vermessenheit uns versetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der sogenannten Schlegelschen Kritik. Zum Beispiel wenn er den Dichter Bürger herabsetzen will, so vergleicht er dessen Balladen mit den altenglischen Balladen, welche Percy gesammelt . . . Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben. Die altenglischen Gedichte . . . geben den Geist ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht. Sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürgerschen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei des ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrishen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der ‚Lenore‘ und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Dozenten in Göttingen darbtten, verkümmerten und im Elend starben . . . Der Name ‚Bürger‘ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen. ①

Wie gut hätten ihm diese bestimmten Worte getan, wären sie noch zu seinen Lebzeiten gefallen. Ein Verwandter von Geist und Herzen schrieb sie fast vier Jahrzehnte nach Bürgers einsamem, erbärmlichen Tod: Heinrich Heine anlässlich der Musterung der „Romantischen Schule“. Ja: Bürger war ein Volksmann mit aufrührerischem Geist, einen Demagogen gar nannten ihn seine Feinde, weil er die menschliche Emanzipation, weil er Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auf seine poetische Fahne geschrieben hatte. Grund genug, daß ihn Heine mit

dem Ehrentitel der Französischen Revolution, citoyen, ehrte, aber auch Grund genug, daß er verdächtig blieb, daß seine Kritiker über seine Popularität gesiegt haben und daß schließlich nur noch der Gemeinplatz des in sich selbst zerrissenen, unvollendeten Poeten in den Literaturgeschichten überlebte. „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel: Bürger.“² So urteilte auch Goethe, und Gemeinplätze dieser Art sind meist nicht allein aus der Luft gegriffen; zudem konnte man sich diesmal sogar auf Bürger selber berufen. „Was züfördert meinen Geist und mein Herz betrifft, so mögen Sie zwar wohl glauben, Beides aus meinen öffentlichen Werken so hinlänglich zu kennen, um sich in Ansehung dieser Stücke volle Genüge für Ihre Wünsche versprechen zu dürfen . . . Allein daraus dürfen Sie auf vollkommenen und unbefleckten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre sonst eben so viel, als ob Sie von einigen schönen Blüthen auf gesunde und unverdorbene Schönheit und Vollkommenheit des Baumes, welcher sie trug, schließen wollten. Auch ein wurmstichiger, mehr als halb verrotteter Stamm mag, wenn er sonst nur ursprünglich guter Art ist, noch immer deren einige hervorbringen . . . Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth seyn, als meine Geistes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener seyn muß, als mit diesen. Denn . . . (ich) fühle . . . gar wohl die Möglichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtsinn und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe.“³ Das sind deutliche Worte. Bürger war 43 Jahre alt, als er sie schrieb, und er schrieb sie als Beichte, die das unglücklichste Verhältnis seines mühseligen Lebens einleiten sollte. Freilich kommt auch hier alles auf den Maßstab an. Nimmt man die natürlich imaginäre Richtschnur dessen, was er hätte leisten können, wenn seine Lebensverhältnisse andere gewesen, sein Charakter anders, sein Talent beständiger gewesen wären, so mag man recht haben, aber es ist dann eigentlich ein ganz neuer Mensch, den man sich wünschte. Halten wir uns an die Tatsachen, halten wir uns an das, was er seinem Unstern abgetrotzt, ja abgepreßt hat, halten wir uns an sein unzuverlässiges Genie, welches Schmerz, Elend und seelische Torturen aller Art als Stimulanzien der Schöpfungskraft benötigte.

Bürger stammt, wie so viele seiner Kollegen im 18. und frühen

19. Jahrhundert, aus einem protestantischen Pfarrhause. In Molmerswende in der Harzer Grafschaft Falkenstein wurde er in der Silvester-
nacht des Jahres 1747 geboren. Die häuslichen Verhältnisse waren sehr
beengt, Geld fehlte immer, dafür gab es reichlich Streit und dramatische
Ehezerwürfnisse. Der Vater, ein redlicher, aber spießig beschränkter
Dorfpfarrer, dem nichts über die gefüllte Pfeife ging, die Mutter, eine
impulsive, leidenschaftliche, charaktervolle Frau, aber ungebildet, mit
einer vitalen Freude an allem Vulgären, Derb-Volkstümlichen. „Ein
Lieblingsschlagwort der polternden Predigersfrau . . . ist uns aufbe-
wahrt: die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert, nur eine Stelle sei
noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. ④ Zünd-
stoff genug gab es in dieser Ehe, Streit und Mißhelligkeiten waren an
der Tagesordnung, die Erziehung Gottfried August Bürgers kam dar-
über natürlich zu kurz und beschränkte sich im wesentlichen auf das
Lernen von Lesen und Schreiben. Bibel und Gesangbuch wurden seine
bevorzugte Lektüre, ganze Kapitel aus der Offenbarung Johannis. „Ein
feste Burg ist unser Gott“ oder „O Ewigkeit du Donnerwort“ wußte er
auswendig – alles in allem keine schlechte Schule fürs spätere Dichterle-
ben. Er besuchte dann auch das Pädagogium in Aschersleben, später in
Halle. Faulheit und Übermut, Konzentrationsmangel und allerlei poeti-
sches Allotria waren die Punkte, über die seine Lehrer lamentierten.
Christian Heinrich Boie, der spiritus rector des Göttinger Hainbundes,
Freund und Förderer Bürgers, hat später in einem langen, freundlichen
und doch klarsichtigen Brief den Werdegang seines Freundes beschrie-
ben. „Er hat in Halle Theologie studirt, unter Meuseln einmal disputirt,
und, mehr durch Genie als durch Fleiß, so viel gelernt, daß er sicher sein
Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freyes lustiges Leben die
Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben . . .
Das war das Unglück meines Freundes. Ohne alle Erziehung, ohne
Geschmack wurde er auf das Pädagogium zu Halle geschickt . . . Er
lernte etwas und vertauschte die Schule mit der Universität. Hier fuhr
er fort wechselweise zu schwärmen und zu studiren . . . Er sah selbst ein,
daß es mit der Theologie nicht gehen würde, und beredete seinen
Grosvater, von dem er abhängt, ihn nach Göttingen zu schicken, um die
Rechte zu studiren. Das that er auch mit einem Eifer, der ihn in einigen
Jahren geschickt darin machte, fand aber noch immer Zeit, die schönen
Wissenschaften gründlicher zu studiren, als man sie gemeinlich zu
studiren pfllegt.“⁴⁵ Aus dieser Zeit stammt das erste Gedicht Bürgers, das
uns überliefert ist.

Füllt Becher und Glas
Mit reichlichem Maß!
Trinkt, Brüder!
Füllt wieder
Und leeret das Faß!

Mit Myrten umlaubt
Und Rosen das Haupt,
Weil Kränze
Dem Lenze
Kein Winter noch raubt.

Die Jugend verfliegt,
Die Freude versiegt.
Drum kommet
Es frommet,
Und trinkt euch vergnügt⁵

Elf Strophen lang ist das gesamte Trinklied; und wenn es auch ganz nach dem Muster der anakreontischen Trinkpoesie gefertigt wurde, war es gewiß nicht ohne autobiographische Bedeutung. Bürger war bekannt als Hans Liederjahn, ein Bruder Lustig, wie ihn der Spießer verabscheut. So populär er unter Studenten und ihren Marketenderinnen im Städtchen, so verrufen war er in allen ehrbaren Kreisen, und das waren schon immer diejenigen, die über Posten und Bestellungen zu entscheiden hatten. Kein Wunder, daß es lange dauerte, bis Bürger schließlich eine Stelle bekam, die ihren Mann ernährte, und ohne die tatkräftige Hilfe seiner Freunde, Boies vor allem, hätte er auch sie nicht erhalten. „Ich bin Amtmann über ein ganz artiges Gericht, das Gericht AltenGleichen, geworden . . . Eine Familie von Gerichtsherrn, die aus 7 Stimmen und Theilhabern an dem Gericht besteht, wovon jeder sein eigenes Interesse hat, welchen insgesamt es der hiesige Beamte nie recht machen kann, wo also der Fehde und des Cujonirens von einer oder der andern Seite nie ein Ende wird! – Verwilderte Unterthanen etc. etc. etc.! Das ist mein Looß, geliebter Freund! das ist mein Looß! Ich weiß nicht, ob ich es lange ertragen kann.“⁷⁾Bürgers Klagebriefe an die Freunde, an Christian Heinrich Boie vor allen, an die Grafen Stolberg, an Gleim und Cramer, Miller und Goeckingk, vermitteln ein sehr deutliches Bild von der Misere eines deutschen Schriftstellers im 18. Jahrhundert. Dabei mußte er noch froh sein über

dieses Gerichtsamt. („habe nun verhören und protocolliren müssen, daß ich schwarz werden möchte. Hohle der Teüfel alle solche Arbeit“⁽⁸⁾) Immerhin war es keine von den ganz subalternen Stellen, mit denen sich manche seiner Freunde zufrieden geben mußten. Der Sohn eines früh verstorbenen Pfarrers, mittellos und ohne hochgestellte Gönner, voller Schulden aus einem liederlich-leichtsinnigen Studentenleben, konnte nicht mehr erwarten, und ein freies Schriftstellerdasein – Lessings Beispiel lehrte es – war unter den zurückgebliebenen deutschen Verhältnissen noch nicht möglich. So lebte er mit einem leidlichen Auskommen, aber entfernt von seinen Freunden, in tiefer Provinz in der Nähe Göttingens, weit außerhalb der wenigen kulturellen Zentren Deutschlands, ganz auf sich gestellt, von Besuchen abhängig und den wenigen Büchern, die ihm gelegentlich seine Freunde vom Hainbund oder die Autoren selbst zuschickten. Die karg bemessene gerichtsfreie Zeit reichte kaum aus, die vielen dichterischen Pläne, die er hatte, wenigstens teilweise zu verwirklichen. „Ich habe alle meine Poeterey vergessen. Es will mir nichts mehr klingen und klappen und arm an Gedanken bin ich auch.“⁹ Wie in einem „dumpfen Grabe“¹⁰ fühlte er sich in seinen Amtsgeschäften eingeschlossen. Vollends unerträglich aber sollte die Situation für ihn werden, als die Frau des Hofrats Liste, seines Hausherrn, dessen Mittagsgast er auch war, in Melancholie und Depressionen verfiel und ihm den Aufenthalt zu einem, wie er klagte, „fatalen Hauscreuz“¹¹ machte. „Ich möchte toll werden, daß ich durch Tollheit abgehalten werde, an meinem Werk zu arbeiten“¹² schreibt er an Boie, und man spürt jetzt schon großes Selbstbewußtsein, wenn er von „meinem Werk“ spricht. Es ist auch jenes Gedicht damit gemeint, das ihn mit einem Male in ganz Deutschland berühmt machte, als es 1774 im Göttinger Musenalmanach publiziert wurde, die ‚Lenore‘, der Neubeginn und zugleich erste Höhepunkt der deutschen Balladendichtung, ein Werk von 32 Strophen, das, nach seines Autors Ziel, in seinem Genre nichts weniger werden sollte als Goethes Götz für das deutsche Drama. Das klang überspannt und sollte doch Wirklichkeit werden. ‚Lenore‘ eroberte nicht nur das gebildete Lesepublikum, sondern auch die unteren Schichten des Volkes und geisterte bald in halbmündlicher Überlieferung und manch kurioser Variation durch die Gesindestuben des Landes – durchaus zum Stolze Bürgers. „Nun fange ich nach und nach an für Lenores Schicksal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen [also Gebildete und Ungebildete] bewundern sie. Sie schweift itzt schon auf dem Eichsfelde bey dem eichs-

feldischen Adel umher. Ich recitirte sie vorige Woche in Sennickerode und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, schon beym hersagen mit Verzückung und applaudirenden Ausruf bemerkt wurde . . . Nächstens will ich nun auch die Probe bey unsrer (Hausmagd) *Christine* machen. ⁽¹³⁾ Sie wird zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein, die Ballade wurde zum poetischen Gassenhauer der Zeit, lange sind die Verse im Ohr der Leser geblieben:

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
,Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange wirst du säumen? –
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieen,
Ob er gesund geblieben.¹⁴

2. Mit zwei Schwestern verheiratet

Der Erfolg machte Bürger trunken, er sprühte vor Übermut, sein Selbstbewußtsein wuchs übergroß, und dann gab es auch noch in seinem Privatleben plötzlich Anlaß zu Hochstimmungen aller Art. Jede Gelegenheit benutzte er, wenn die Gerichtsstube in Gelliehausen seine Gegenwart nicht unbedingt erforderte, zu einem Aufenthalt in Niedeck. Hier nun beginnen die privaten Irrungen und Wirrungen, die Gottfried August Bürger zwar zu einem der bedeutendsten Liebeslyriker – er selber hätte vorgezogen zu sagen: Minnesänger – der neueren deutschen Literatur gemacht haben, sein Dasein aber auch zu einem fast beispiellosen Wechselbad aus Glück und Jammer, Freude und Qual. Dabei schien sich zunächst alles zum Guten zu schicken. Im Hause des befreundeten Justizamtmannes Leonhart zu Niedeck lernte Bürger eine für ihn ungewöhnliche Heiterkeit und Zufriedenheit kennen, berufliche Widrigkeiten gerieten in Vergessenheit, selbst seine dichterischen Ambitionen traten zeitweise zurück.

Minnesold läßt Amt und Ehren,
Goldnen Sporn und Ritterschlag,
Läßet ohne Neid entbehren,
Was der Kaiser geben mag.

Ehre lacht nicht halb so hold,
Als der Minne Freüdensold!¹⁵

Die Verse geben Bürgers Stimmung in diesen Monaten um den Jahreswechsel 1773 auf 1774 trefflich wieder. Sein Bericht an Boie über seine neuen glücklichen Lebensverhältnisse ist ganz im Ton einer launigen Idylle gehalten, nach der er sich zeit seines Lebens gesehnt hat, ohne daß er freilich je ihre Verwirklichung ertragen hätte. „Weil ich in dem Bedlam zu Gelliehausen weder Ruhe noch Rast habe, so hab' ich mir hier ein Hüttchen aufgebauet und ich bin nur an Gerichts- und Geschäftstagen dort gegenwärtig. Wißt Ihrs schon, Freund, daß ich mich hier verplempert habe? . . . Sehn Sie, mein liebster Boie, endlich haben wir denn auch die Schuld der Natur bezahlen und uns bis zum heürathen verlieben müssen. – Ach! da kommt sie her, die minnigliche, die mein Herz mit allen ihren Tugenden und Fehlern, so wie sie da ist, über alles in der ganzen weiten Welt liebt. Mag sie doch andern nichts seyn, mir ist sie alles.“¹⁶ Dorette ist 18 Jahre alt, als Bürger sie im September 1774 heiratet. Eigentlich heißt sie Dorothea Marianne und ist die zweitälteste Tochter seines Niedecker Freundes Leonhart. Ein eher stilles und unscheinbares Mädchen, aber belesen und gebildet.

In einer späteren Lebensbeichte, gerichtet an seine nachmalige dritte Frau Elise Hahn, läßt Bürger ihr wenig Gerechtigkeit widerfahren, und die meisten Biographen haben dieses doch sehr interessierte, seinen aktuellen Absichten entsprechende Geständnis für bare Münze genommen und behauptet, er habe Dorette – und nicht deren zwei Jahre jüngere Schwester Auguste, genannt Molly – nur deshalb geheiratet, weil sie ein Kind von ihm erwartete. Doch die Briefe aus diesen Monaten, auch wenn sie an die vertrautesten Freunde gerichtet waren, sprechen eine ganz andere Sprache, die gewiß ebenso glaubwürdig ist. „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenigen Wochen ein kleines Mädgen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und *einzig* Freude.“¹⁷ Gleichwohl muß seine heftige Gefühlsverwirrung schon bald nach Eheschließung und Geburt des Kindes eingesetzt haben, wenn er ihr auch, wie er in der eben erwähnten Lebensbeichte schreibt, zunächst keine große Bedeutung beigemessen hat. „Ich habe *zwey* *Schwestern* zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu

lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweyte, die damahls noch ein Kind und kaum vierzehn bis fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ichs mich gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft tun können . . . Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maaße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. ⁽¹⁸⁾ Bürger hat dieses Buch nicht in dem Sinne geschrieben, wie er es hier meint, in Literatur verwandelt hat er seine unglückselige Liebesgeschichte dennoch. Ja, der eigentliche Schlüssel zu ihr ist gerade in der Verstrickung von Literatur und Leben zu suchen, mit der Bürger nun in seiner Zeit durchaus nicht alleine steht. Eine Martergeschichte ist sie freilich erst geworden, nachdem es ihm nicht mehr gelang, seine wachsende Zuneigung zu Molly mit seiner ersten Liebe zu Dorette in Einklang zu bringen. Der neue Konflikt, der sich damit in seinem Leben ankündigte, wurde nämlich zunehmend verschärft durch die gemeinsame, lebendige Nähe, in der die Gefühle dieser drei Menschen sich dauernd begegneten, und jeder Wechsel, jede Nuance der Stimmung des einen zu ganz widersprüchlichen Empfindungen bei den beiden anderen führen mußte.

„Es war einmal ein Graf . . . Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlin, von seinen Gütern, nach dem Gelobten Lande . . . Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs – Der liebe Waffenträger! – Mit Sieg bekrönt ging's nun zur Rückreise – zu seinem edlen Weibe! – Und sein Mädchen? – Er fühlte Menschheit! – er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. – Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegeneilt, sieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen . . . Wer (aber) ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde

– ‚Hier!‘ – rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend – ‚hier! sieh das alles – und sie! nimm’s aus ihren Händen – nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben – hat mir gedient, mein gewartet! – Was bin ich ihr schuldig! – Da hast du sie! Belohn sie.‘ . . . An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Tränen rief sie: ‚Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte des, der ganz dein gehört – Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben.‘¹⁹ Was mag Gottfried August Bürger empfunden haben, als er diese Geschichte las? Cäcilie erzählt sie in Goethes Jugenddrama ‚Stella‘, das ihm der Autor am 2. Februar 1776 zugeschickt hatte, zu der Zeit wohl kaum ahnend, auf welche seelische Bereitschaft gerade dieses Schauspiel bei dem „lieben Bruder“, wie er Bürger im Begleitbrief anredet, stoßen mußte. Behandelt es doch dessen Lebensthema, die Doppelliebe eines unentschlossenen Mannes, die im Drama allerdings durch den Edelmuth der beiden Frauen zur allseitigen Erfüllung gelangt. Ein solches Happy-End – Goethe ersetzte es später übrigens durch eine tragische Wendung – hat es in Bürgers Leben nicht gegeben, auch wenn er es in geniezeitlichem Überschwang schon manchmal verwirklicht glaubte. Ein Jahr lang, von seiner Trauung bis zum September 1775, lebte Bürger mit seiner Frau im Hause seiner Schwiegereltern, und als beide dann in das neuerbaute Haus in Wöllmershausen gezogen sind, dauert es kaum zwei Jahre, bis auch Molly, nach dem Tode des Vaters, folgt. Damit entsteht jene Lebensgemeinschaft, die Bürger später in seiner Beichte als vernünftiges Arrangement idealisierte. „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drey Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, in geheim es wirklich zu seyn.“²⁰ Das klingt nicht anders als eine Paraphrase von Goethes ‚Stella‘ und ist auch nachträgliche Stilisierung. In Wirklichkeit war es eine wahrhaft tragische Verbindung, in der sogar die besten Eigenschaften eines jeden von ihnen in der Verknüpfung mit den Fehlern des anderen Qualen erzeugen mußten. Bürger warb immer offener um Molly, um so leidenschaftlicher, je bestimmter die Absage war; Dorette entschuldigte sein Verhalten mit jener Liebe und Bewunderung, die sie selber für die jüngere, hübschere und temperamentvollere Schwester hegte; Molly fühlte sich zu ihrem Schwager hinge-

zogen, seine lyrischen Liebeserklärungen erregten sie, aber religiöse und moralische Skrupel weniger als Liebe zur größeren Schwester hießen sie, Bürger die Erfüllung seiner Wünsche zu verweigern. An diesen widersprüchlichen Verhältnissen empfindet Bürger, der ihre treibende Kraft bleibt, ein zwiespältiges, aber starkes Vergnügen. Seine leidenschaftliche Sucht nach Erregung wird um so mehr befriedigt, je aussichtsloser die Lage der beiden Frauen wird. Schließlich verlangt Dorette eine Bereinigung ihres Verhältnisses, das in den Augen der Welt (schon schwatzen die Dienstboten) so mißlich wie moralisch fragwürdig ist. Molly verläßt für kurze Zeit das Haus, aber die von Dorette erhoffte Wirkung bleibt aus, sogar das Gegenteil tritt ein. Bürger macht sie für seinen Verlust verantwortlich, sein Hang zu verzweifelter Ausschweifung ängstigt sie, und sie weiß: auch Molly leidet dieselben Schmerzen. So willigt sie erneut zum unseligen Leben selbdritt ein. Liest man Bürgers Briefe aus diesen Jahren, vor allem an Sprickmann und Goekingk, die Vertrauten seiner intimen Familienverhältnisse, so macht man sich leicht ein falsches Bild von der Bedeutung, die seine zweideutige Lage für ihn besaß. „Könnte ich nur meiner Frau ein hinlängliches Auskommen anweisen, so . . . wanderte (ich auf immer) zum Dorf hinaus. Aber ach! – würde ich dem Geyer entfliehen, der mir täglich und stündlich das immer wieder wachsende Herz aus dem Leibe hackt? Gott im Himmel! Was soll daraus noch werden? – Ich darf nicht einmal *wünschen*, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere.“⁽²¹⁾

Mit den großen Leidenschaften bringen diese Jahre zugleich den Höhepunkt seines Schaffens, in denen seine schönsten Liebesgedichte, seine bedeutendsten Balladen entstehen. Er gehörte unbezweifelt zu den wichtigsten und berühmtesten Dichtern unter der literarischen Jugend in Deutschland. Was nicht heißt, daß er etwa der Komödiant seiner eigenen Lebenstragödie gewesen wäre. Die Verzweiflung, die aus seinen Briefen und Gedichten spricht, ist kein Rollenspiel, die Gewissensbisse, die er über sein Verhalten empfindet, verwirren sein ganzes Selbstverständnis.

Schön Suschen.

Schön Suschen kannt' ich lange Zeit,
Schön Suschen war wohl fein,
Voll Tugend war's und Sittsamkeit,
Das sah ich klärlich ein.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See;
Ganz wohl mir that es, wenn ich kam,
Und wenn ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß nach der Zeit
gar andres ich vernahm.
Da that's mir, wenn ich schied, so leid,
So wohl mir, wenn ich kam.
Da hatt' ich keinen Zeitvertreib
Und kein Geschäft, als sie.
Da fühlt' ich ganz an Seel' und Leib
Und fühlte nichts, als sie.

Ich war wohl dumm und stumm und taub,
Vernahm nichts, außer ihr;
Sah nirgends blühen Blum' und Laub,
Nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich sah wie in die Sonn' hinein
Und sah mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit;
Gar anders ward es mir.
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir that es, wenn ich kam,
Und wenn ich ging, nicht weh.

Ihr Weisen, hoch und tiefgelahrt,
Die ihr's ersinnt und wißt,
Wie, wo und wann sich alles paart?
Warum sich's liebt und küßt?

Ihr stolzen Weisen, sagt mir's an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann?
Warum mir so geschah?

Ich selber sann wohl Nacht und Tag
Und wieder Tag und Nacht
So wundersamen Dingen nach,
Doch hab' ich nichts erdacht.
Drum Lieb' ist wohl wie Wind im Meer;
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher
Er kömmt, wohin er fährt.²²

3. Die Naturmacht der Liebe

Immer wieder taucht dieses Motiv in seiner biographischen Lyrik auf: Die unerklärliche Überwältigung des Menschen durch Gefühl und Leidenschaft. Einem Naturereignis gleich, betrachtet Bürger sein Liebesschicksal, und es gibt sicher keinen Grund, an seiner Überzeugung zu zweifeln. „Nothwendig muß ich einmal wieder aus meiner Höle hervor und mich in der Welt ein wenig umsehen, damit ich wieder andres Blut bekomme. Aber oh! – alle Gesundbrunnen der weiten Welt werden den Brand nicht kühlen, der mir in allen Adern und in dem innersten Marke wüthet.“²³ Bürger war von einer schmerzgepeinigten Empfindsamkeit und fühlte sich darüber hinaus zu dem Leiden, das er selber empfand oder anderen zufügte, vom Schicksal oder von der Natur oder von Gott verdammt. Ein Getriebener, nicht ein frei Handelnder, ein Opfer, kein Täter. Doch hinderte ihn diese Überzeugung dann auch wieder nicht, seine Unfreiheit und Abhängigkeit in seinen Werbungsgedichten an Molly mit rhetorischem Geschick einzusetzen, um ihren moralischen Widerstand zu besiegen. So in der ‚Elegie. Als Molly sich losreißen wollte‘:

War denn diese Flammenliebe
Freier Willkür heimgestellt?
Nein! Den Samen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.
Unausstilgbar keimen diese,

Sprossen dicht von selbst empor,
Wie im Thal und auf der Wiese
Kraut und Blume, Gras und Rohr.

⋮

O so laß es denn gewähren,
Da Genesung nicht gelingt!
Laß uns lieber Krankheit nähren,
Eh' uns gar das Grab verschlingt! –
Suche nicht den Strom zu hemmen,
Der so lang' sein Bett nur füllt
Bis er zornig vor den Dämmen
Zum Vertilgungsmeer entschwillt.²⁴

Die Liebe ist für Bürger eine Naturmacht, der sich zu widersetzen ebenso töricht wäre, wie den Lauf der Gestirne oder die Umdrehung der Erde hemmen zu wollen. Moralische oder religiöse Einwände läßt er nicht gelten, sie sind ihm kalte Vernünftelei, die nur Unglück produziert und das Herz schwer macht. Daß Dorette so denkt, weiß er, daß er ihre Grundsätze nicht zu besiegen vermag, hat er einsehen müssen. Aber Molly besitzt ein anderes Temperament, und sie leidet wie er an derselben unerfüllten Liebe, das ist das beste Gegengift gegen Konventionen und Prinzipien. Mit allen Mitteln der neuen empfindsamen Kultur kämpft er gegen die entnervende Tugendhaftigkeit der Geliebten. Das Herz folge seinen eigenen Gesetzen, betont er, es stehe für die Macht und Berechtigung des Gefühls, nur das Herz gebe uns die Gewißheit, ob wir richtig oder falsch handelten, nur in ihm finde sich der Schlüssel zur Welt und des Lebens. Bürger identifiziert Wirklichkeits- erfahrung und Empfindungsäußerung, predigt Tag für Tag gegen das platte, empfindungslose Leben, das schon wie ein vorgezogener Tod sei, er gefällt sich in den verschiedenen Posen des Stürmers und Drängers („Wie wird mir so herzlich bange / Wie so heiß und wieder kalt, / Wann in diesem Sturm und Drange / Keuchend meine Seele wallt!“⁽²⁵⁾), und es muß ein sonderbares Leben gewesen sein, das diese drei Personen immerhin einige Jahre gemeinsam geführt haben. Bürger jedenfalls fand gerade in dessen leidenschaftlichen und qualvollen Beziehungen die Voraussetzungen für seine poetischen Inspirationen. Glück, Ruhe und Regelmäßigkeit der Empfindungen waren ein unzuträgliches Klima

für seine Dichtungen. Er benötigte die starken Erregungen, die persönlichen Mißhelligkeiten, die Drohung des Skandals, seine Phantasie entzündete sich an ihnen und formte daraus die dramatischen Begebenheiten, die seinem alltäglichen Dasein fehlten. Er zeigte sich so heftig, phantastisch und reizbar, machte Dorette zum Gegenstand leidenschaftlicher Aversion, Molly zum Zielpunkt seiner unmäßigen Wünsche, weil er nur in starken Affekten sich auch lebendig fühlen konnte und weil sie die einzige Möglichkeit geblieben waren, seine Existenzform: Vereinzelung, Isolation und Einschnürung aller schöpferischen Kräfte, wenigstens im momentänen, unmittelbaren Gefühlserlebnis zu überwinden.

Die grenzenlose Gefühlsbereitschaft, der Anspruch auf alle subjektiven Freiheiten über gesellschaftliche, moralische, religiöse Zwänge, die Kultivierung der Seelenkräfte, Schwärmerei und Selbstbeobachtung – das alles sind Kennzeichen einer neuen Generation von Schriftstellern, deren wichtigste Vertreter sich eine Zeitlang um Goethe geschart hatten und deren Bibel (gleich nach Rousseau) die „Leiden des jungen Werthers“ werden sollte. „Laß dich herzlich umarmen, oder, da du mir zu hoch stehst, deine Kniee umfassen, du Gewaltiger, der du, nach dem großmächtigsten Shakespear, fast allein vermagst, mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trocknen Augen mit Thränen zu bewässern! Gestern abend erst hab ich *Werthers Leiden* gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe – mein Weib hats gehört – in deinen Armen überlaut geschluchst.“¹²⁶ Das ist die für die Wertherrezeption typische enthusiastische Tonart, und sie paßt vollkommen zu der Ausdrucksweise, mit der Bürger auch sonst, sei es in Briefen, sei es in Versen, seiner eigenen Gefühlsverwirrung Ausdruck verleiht. Vergewärtigt man sich seine Lebenssituation, das Richter-dasein in der Provinz, die „beständigen Händel und Zänkereien“¹²⁷ mit seinen Vorgesetzten, die drückenden Existenznöte, die dauernde Abhaltung von seinem eigentlichen Berufe: seinem dichterischen Werk, die Isolierung in der Provinz, weitab von den Zentren der Kultur und Geselligkeit, schließlich die Aussichtslosigkeit seiner Hoffnung, daß dieses Dasein sich jemals grundlegend ändern könnte, so haben wir wie in einem Modell die wichtigsten Bedingungen versammelt, die für die verbreitete Gefühlslage der jungen bürgerlichen Intelligenz in diesem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verantwortlich sind. Bürgers Enthusiasmus, sein Schwanken zwischen den Extremen tiefer Hoffnungslosigkeit und schwärmerischer Gefühlsinnigkeit, der vor dem Bilde der Geliebten die ganze Welt verschwendet, die Konzentration auf seine

verwirrenden Liebeserfahrungen, seine erotische Anfälligkeit, die ihn auch zu der unglücklichsten Liaison seines Lebens mit Elise Hahn inspirieren sollte – alle diese Merkmale seines Lebens dokumentieren den Versuch der Selbstverwirklichung jenseits der sozialen und politischen Schranken. Wenn er in Briefen an Sprickmann und Goeckingk von einem Robinsondasein weitab von aller Zivilisation und fern den gesellschaftlichen Zwängen schwärmt, so offenbart dieser – im übrigen wiederum durchaus zeitgemäße – Wunschtraum die reale Struktur seines Daseins, freilich ins Positive gewendet. „O Robinso Crusoë's Insel! Wer auf dir allein wäre, umschirmt von den wolkenhohen Brandungen des Ozeans!“²⁸ Seine Liebe zu Molly mit allen ihre Konsequenzen vermittelte ihm das Gefühl der Selbstverwirklichung, in ihr vereinigten sich Literatur und Leben und befriedigten seine persönliche und dichterische Existenz zugleich.

Für sie mein Eins und Alles.

Sonett.

Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick,
Nicht zum Grafen noch zum Herrn geboren,
Und fürwahr, nicht Hellers Wert verloren
Hat an mich das goldbeschwerte Glück.

Günstig hat auch keines Wessirs Blick
Mich im Staat zu hoher Würd' erkoren.
Alles stößt, wie gegen mich verschworen,
Jeden Wunsch mir unerhört zurück.

Von der Wieg' an bis zu meinem Grabe
Ist ein wohl ersungnes Lorbeerreis
Meine Ehr' und meine ganze Habe.

Dennoch auch dies eine, so ich weiß,
Spendet' ich mit Lust zur Opfergabe,
Wär', o Molly, dein Besitz der Preis.²⁹

Die Exaltationen Bürgers sind gerade in ihrer das Pathologische streifenden Wollust des Schmerzes identisch mit dem für alle seine literarischen Mitstreiter gleichen Mechanismus der Leidenschaft. In ihnen werden ebenso wie in der erotischen Schwärmerei der Kunstfigur Werther alle die negativen Tendenzen wirksam, die die spätaufklärerische Kritik an der Empfindsamkeit herausstellte. Zuallererst jene Illusion des Selbsthelfertums, die im prometheischen Willen des einzel-

nen schon schöpferische Allmacht wirken sah. „Die erste Eigenschaft des Schwärmers ist die unchristliche und kindische Begierde, die Einrichtung der Welt, nach seinen kleinen Vorurtheilen und Bedürfnissen abändern zu wollen“³⁰ diagnostizierte der Popularphilosoph Johann August Eberhard. Zum anderen standen aber auch die persönlichen Folgen im Mittelpunkt der Kritik, die die zwanghafte Vereinigung, gar Verwechslung von Literatur und Leben für alle Beteiligten haben mußte. In seiner Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ hat Schiller auch die psychischen Verheerungen analysiert, die der ungehemmten Hingabe an die Gefühlskräfte folgen. „Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt notwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Passivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann.“³¹ Die Liebe hat zwar Bürgers ganzen Empfindungsreichtum aufgeschlossen, aber zugleich auf einen einzigen Gegenstand, seine daraus entstandenen Leiden, Konflikte und Glücksmomente konzentriert. In seinen Briefen wird deutlich, wie sehr ihn dieser erzwungene Rückzug auf die private Misere an der Entfaltung und Vervollkommnung seines Talentes hinderte: „Gott gebe nur meinem Körper Gesundheit und meiner Seele ihren Ton wieder. Ach! freilich belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz; und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Seele. Entweder ich gehe bald zu Grunde, oder ich genesen. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders, als der Halbgeräderte, zum Krüppel.“³²

4. Von der Anstößigkeit des Unglücks

Die Lebensweise Bürgers widersprach den bürgerlichen Moralauffassungen in ganz besonderem Maße: schien es doch so, als zeige sich darin eine Lebensauffassung, die die bürgerliche Propaganda im 18. Jahrhundert als spezifisch höfische Dekadenz zu geißeln gewohnt war. Mätressenwirtschaft, Verfall von Sitte und Anstand, Zerstörung der bürgerlichen Familie durch den adligen Wollüstling, das waren die zentralen Themen des bürgerlichen Trauerspiels ebenso wie des empfindsamen Romans in Richardsons Manier, der sich mit Sophie von La Roches ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim‘ auch in Deutschland durchgesetzt hatte. Eine Moral, wie sie Goethe in seiner ‚Stella‘ vertrat und Bürger sie zu leben versuchte, verstieß gegen die Ehrbarkeit und

verletzte damit eines der wichtigsten moralischen Leitmotive des 18. Jahrhunderts. Zwar erstreckte sich die Forderung der Ehrbarkeit zunächst auf die „echte und rechte“ Herkunft, erfaßte darüber hinaus aber den ganzen Lebensbereich des bürgerlichen Menschen, insbesondere die Familie und alle Hausgenossen, die der Obhut und Fürsorge des Hausherrn unterstanden. Ehrbar konnte man den Lebenswandel Bürgers nun gewiß nicht nennen, und wäre es ihm in einer Residenzstadt vielleicht gelungen, seine sträflichen Neigungen zur Schwägerin einige Zeit länger zu verbergen, im dörflichen Gelliehausen war das unmöglich. Vollends natürlich, als Molly nach vielen Kämpfen und mannigfachen Widerständen seinen Werbungen nachgegeben hatte und nun wirklich den Platz einnahm, der Dorette nach allen weltlichen und geistlichen Gesetzen zukam. Freilich, was einem Pastor Zuch oder General von Uslar als eine freimütige, allein dem Sinnengenuß dienende und daher um so verwerflichere Lebensgemeinschaft vorkam, das war viel mehr eine Quälerei zu dritt, eine gegenseitige Abhängigkeit ohne Aussicht, eine rechte Hölle zuzeiten, aus Gewissensqualen, Schwäche und Schmerz.

An die kalten Vernünftler.

Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb;
Was kann ich, was kann ich dafür?
Drum sind mir die kalten Vernünftler nicht hold,
Doch spinn' ich ja leider nicht Seide noch Gold,
Ich spinne nur Herzeleid mir.

Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb;
Was kann es für's liebende Herz?
Auch ihm sind die kalten Vernünftler nicht hold;
Doch spinnt es ja leider nicht Seide noch Gold,
Es spinnt sich nur Elend und Schmerz.

Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach,
Wir sehnen und seufzen uns krank.
Die kalten Vernünftler verargen uns das;
Sie reden, sie thun uns bald Dies und bald Das
Und schmieden uns Fessel und Zwang.

Wenn ihr für die Leiden der Liebe was könnt,
Vernünftler, so gönnen wir's euch
Wenn wir es nicht können, so irr' es euch nicht!

Wir können, ach leider! wir können es nicht,
Nicht für das mogulische Reich!

Wir irren und quälen euch Andre ja nicht;
Wir quälen ja uns nur allein.
Drum, kalte Vernünftler, wir bitten euch sehr,
Drum laßt uns gewähren und quält uns nicht mehr,
O laßt uns gewähren allein!

Was dränget ihr euch um die Kranken herum
Und scheltet und schnarchet sie an?
Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht.
Man übet ja Tugend, man übet ja Pflicht;
Doch Keiner thut mehr als er kann.

Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan!
Der Sommerwind trocknet: der Regen macht naß;
Das Feuer verbrennet. – Wie hindert ihr Das? –
O laßt es gewähren, wie's kann!

Es hungert der Hunger, es dürstet der Durst;
Sie sterben von Nahrung entfernt.
Naturgang wendet kein Aber und Wenn. –
O kalte Vernünftler, wie zwinget ihr's denn,
Daß Liebe zu lieben verlernt?³³

Der Appell mußte ungehört verhallen oder vielleicht gar das Gegenteil bewirken. Denn die unerhörte Offenheit, mit der Bürger in seinen lyrischen Selbstbekenntnissen seine skandalösen Liebesprobleme ausbreitete, verstieß gegen ein weiteres Tabu: daß nämlich private Unregelmäßigkeiten, sollten sie denn einmal vorkommen, unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit zu geschehen hätten.

Es ist dann aber nicht äußerer Einfluß, der zu einer wichtigen Änderung im Bürgerschen Hause führt. Im Mai 1782 zieht Molly zu Friederike Müllner, einer Schwester Bürgers, nach Langendorf in Obersachsen, damit wenigstens die Geburt des illegitimen Sohnes den Bürgerskandal nicht perfekt mache. Er selber bleibt mit Dorette zurück und bemüht sich, das Geheimnis auch innerhalb der Familie zu wahren: als offizieller Anlaß für Mollys Entfernung aus seinem Hause wird die Pflegebedürftigkeit seiner Schwester ausgegeben. Die poetische Klage über die Trennung erschüttert noch heute:

Mollys Abschied.

Lebe wohl, du Mann der Lust und Schmerzen!
Mann der Liebe, meines Lebens Stab!
Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen
Halle dir mein Segensruf hinab!

Zum Gedächtnis biet' ich dir statt Goldes –
Was ist Gold und goldeswerter Tand? –
Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes,
Was dein Herz an Molly Liebes fand.³⁴

In Bürgers Leben tritt nun eine Phase relativer Ruhe und Stabilität. Er widmete sich jetzt mehr seiner Aufgabe als Herausgeber des ‚Göttinger Musenalmanachs‘, der er 1778 geworden war, und nimmt immer wieder Anläufe, sein ungeliebtes Gerichtsamtsamt loszuwerden. Bevor es dazu kommt und die Familie nach Göttingen zieht, weil Bürger Aussicht auf eine Universitätsprofessur hat, stirbt Dorette nach langer und schmerzvoller Krankheit. „Mehrere Monate lang sah ich sie täglich dahin sterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen . . . Ich selbst gab meinen Ländhaushalt nun gänzlich auf . . . und zog Michaelis 1784 nach Göttingen, wo ich mit gutem Beifall anfang Collegia zu lesen und dabei mein hinlängliches Auskommen fand . . . (Ich verband mich) mit Derjenigen, die seit zehn oder zwölf Jahren, nach einem mir unerklärlichen Verhängniß, das Unglück meines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück meines noch übrigen Lebens umzuschaffen.“³⁵ Bürger hat später diese Zeit mit seiner Molly als die glücklichste seines Lebens bezeichnet. Sie war nur von allzu kurzer Dauer. Den Bericht an seinen Schwager schrieb er am 20. Dezember 1785, nur fünf Tage später wird ihm von ihr eine Tochter, Auguste, geboren, und am 9. Januar 1786 stirbt Auguste Marie Wilhelmine Eva, geborene Leonhart, Bürgers Molly, am Wochenbettfieber. „Ich bin ein armer unheilbarer Mensch bisher gewesen, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer an Kraft, Muth und Tätigkeit gelähmter Mensch . . . Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern . . . O wie könnte ich ihrer vergessen?“³⁶

5. Das Schwabenmädchen – eine verunglückte Münchhauseniade

Bürger hat seine Erinnerung in vielen Gedichten wachgehalten, und welche Bedeutung gerade diese nie zur vollkommenen Erfüllung gelangte Liebe für ihn besaß, zeigt noch einmal und ganz paradoxerweise das leichtsinnige Abenteuer seiner dritten Heirat, mit Elise Hahn, dem Stuttgarter „Schwabenmädchen“, die in einem Gedicht dem ihr persönlich unbekanntem, aber angeschwärmten Dichter Bürger öffentlich ihre Liebe erklärt hatte: „Denn träten tausend Freier her, / Und böthen Säcke Goldes schwer, / Und du begehrtest mein, / Dir weigert ich nicht Herz noch Hand; / Selbst um mein liebes Vaterland / Tauscht' ich dich ein.“⁶⁷ Bürger ging wider den Rat aller Freunde auf dieses Angebot ein, gerade das Abenteuerliche, Ungewohnte daran war wohl der wichtigste Reiz für ihn. Aber nicht der unglückliche Verlauf dieser Ehe – Bürger hat ihn in seiner „Ehstandsgeschichte“ bis in intime Einzelheiten dargelegt –, sondern das Wagnis fesselte ihn, gab ihm wenigstens für kurze Zeit jenen Enthusiasmus, jene Lebendigkeit wieder, die er als Ergebnis seines Liebens und Leidens immer gebraucht hat.

Allein die Liebe, und zwar nicht die des gewöhnlichen, normalen Lebens, die eingeht in die nüchterne Prosa des Alltags, sondern die bizarre, verwickelte, exorbitante Liebe, der noch zusätzlich das Flair von Konventionsbruch und moralischer Schuld anhaftet, vermochten ihn zu fesseln, nur die starke Empfindung, die heftige Unruhe des Gemüts vermittelten ihm das Bewußtsein seiner selbst. Die Liebe zu Molly nutzte sich nicht ab, weil sie nie seßhaft werden konnte, weil der dauernde Wechsel von Glück und Unglück, Erfüllung und Verweigerung seine Gefühlswelt in dauernder Erregung hielt. Molly starb zu früh, als daß er eine andere Erfahrung mit ihr hätte machen können. Die romantische Werbung Elise Hahns schien der Auftakt eines neuen abenteuerlichen Romans, der ihm die verlorene Lebendigkeit zurückbringen sollte. Aber der erniedrigende und aufreibende Kampf mit einer untreuen Frau trug nur possenhafte Züge und war von einer quälenden Monotonie, die ihn vollends niederdrückte. So blieb nur noch die Erinnerung an die Geliebte und die Trauer darüber, daß sein Kampf um die Freiheit der Gefühle mit ihrem Tod seinen Sinn verloren hatte.

Auf die Morgenröte.

Sonett.

Wann die goldne Frühe, neugeboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut,
Dann erlass' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Grauer Tithon! Du empfängst Auroren
Froh aufs neu', sobald der Abend taut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren.

Tithon! Deines Alters Dämmerung
Mildert mit dem Strahl der Rosenstirne
Deine Gattin, ewig schön und jung:

Aber mir erloschen die Gestirne,
Sank der Tag in öde Finsternis,
Als sich Molly dieser Welt entriß.³³

Das letzte Jahrzehnt in Bürgers Leben ist aber nicht nur eine Chronik der Verzweiflung und Zerrüttung. Er stürzte sich in Arbeit, studierte die kantische Philosophie, war der erste, der in Göttingen darüber las und daher bald schon als Kantianer galt, veranstaltete eine Zweite Ausgabe seiner Gedichte und schrieb ein Buch, das bis heute eine ungebrochene Popularität besitzt, freilich unabhängig von seinem Autor, der dahinter fast so verschwand wie Swift hinter ‚Gullivers Reisen‘ oder Defoe hinter ‚Robinson Crusoes Leben und Abenteuer‘: ‚Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bey der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt.‘ So lautet der vollständige Titel. Den erzählfreudigen Baron hat es wirklich gegeben, ein Zuhörer seines Zirkels hatte die ersten Geschichten anonym in einer humoristischen Sammlung veröffentlicht, aber die erste umfangreichere Buch-Ausgabe war in England erschienen. „Es ist in der Tat eine etwas sonderbare Erscheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutschem Grund und Boden erzeugt sind . . . endlich im Auslande gesammelt . . . zu sehen. Vielleicht . . . weiß der Engländer besser, was Laune heißt, wieviel sie wert ist und wie sehr sie dem Ehre macht, der sie besitzt.“³⁹ Bürger hat dieses Kleinod der Lügengeschichtenliteratur, deren Tradition bis in die Antike zurückreicht, wie-

der vollkommen in der deutschen Literatur eingebürgert, es ist das Buch geworden, in dem er am vollkommensten sein Ideal eines populären und doch belangvollen, eines wirksamen und doch kunstreichen Schriftstellers verwirklichte. Gewiß, den Stoff fand er vor, aber er gab ihm die Form, in der er Literatur wurde, ähnlich so vielen anderen volkstümlichen Büchern vom Till Eulenspiegel bis zu den Märchen der Gebrüder Grimm, von Hans Sachs' Schwank- und Fastnachtsspielen bis zu den Faustbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts. Die erste Auflage erschien im Todesjahr Mollys, 1786, zwei Jahre später eine erweiterte Ausgabe. Was ihn an diesen Geschichten faszinierte, macht ihre Wirksamkeit bis heute aus: Walter Rehm hat Münchhausen einen „Übermenschen im kleinen“⁴⁰ genannt, und er ist wirklich ein Meister der Tapferkeit und Geistesgegenwart, der jeden Zufall zu seinen Gunsten wendet, sich durch nichts düpiieren läßt und mit den Mitteln der Übertreibung und Aufschneiderei die menschlichen Narrheiten und die Torheiten seiner Zeit auf ergötzliche, oft satirisch-scharfe Weise bloßstellt. Ein Überlebenskünstler und Schelm dazu, der all das besaß, was dem unglücklichen Poeten Bürger mangelte.